



Zweiunddreißigster Jahrgang.

23.

Donnerstag, am 8. Juni 1848.

Kriegslied

der Polen und Deutschen.

Auf, ihr Brüder, schwingt die Fahnen,
Rührt die Trommeln! Rasch herbei!
Zieht das Schwert zum heiligen Kampfe,
Gegen Rußlands Tyrannei!
Nun sei's That, was wir geschworen,
In der Freiheit Morgenroth:
Polen ist noch nicht verloren!
Schlagt die Knutenhunde todt!

Wir sind Brüder. Polens Jammer
War ein tiefer deutscher Schmerz;
Wird ein deutsches Herz getroffen,
Blutet jedes Polenherz.
Nun sei's That, was wir geschworen,
In der Freiheit Morgenroth:
Polen ist noch nicht verloren!
Schlagt die Knutenhunde todt!

Rache! Rache! schreien Geister,
Ueber uns in blauer Luft;
Rache euch, ihr Heldenbrüder,
Aus Sibiriens Todtengruft!
Nun sei's That, was wir geschworen,
In der Freiheit Morgenroth:
Polen ist noch nicht verloren!
Schlagt die Knutenhunde todt!

Jeder Fluch erblicher Lippen,
Der an deiner Macht zerbrach,
Räche jetzt, gekrönter Henker!
Polnische und deutsche Schmach.
Nun sei's That, was wir geschworen,
In der Freiheit Morgenroth:
Polen ist noch nicht verloren!
Schlagt die Knutenhunde todt!

Blut und Thränen deiner Söhne,
Nährten dich, Polonia;
Sensenmänner, schwingt die Sensen,
Unsre Erntezeit ist da!
Nun sei's That, was wir geschworen,
Nun sei's Lust, was wir geweint:
Polen ist noch nicht verloren!
Polen, Deutschland sind vereint!

Herz an Herz, und euren Segen,
Geister, die ihr uns umschwebt!
Auf zum Kampf! Wir müssen siegen,
Wenn ein Gott im Himmel lebt!
Nun sei's That, was wir geschworen,
Hör's, verfluchte Tyrannei:
Polen ist noch nicht verloren!
Unser Polen, es ist frei!

Adolph Glasbrenner.

Ein keuscher König.

Unter einer langen Reihe französischer Könige war keiner so keusch und weniger den Ausschweifungen ergeben, als Ludwig XIII., und ob er gleich gegen das Ende seines Lebens einige Liebeshändel hatte, so waren sie doch von weniger Bedeutung und ohne Folgen — eigentliche Maitreffen hatte er nie. In seinen jüngern Jahren war er so verschämt und züchtig, daß es nicht selten ans Lächerliche grenzte. Besonders schien er den entblößten Busen der Damen einen Krieg erklärt zu haben; nichts konnte ihn mehr erzürnen und außer Fassung bringen, als wenn solche Reize zur Schau getragen wurden, oder seine Blicke von ungefähr darauf fielen. —

Zum Beweise mögen folgende Anekdoten dienen.

Als er einst mit mehreren jungen Herren Ball spielte, flog ein Ball in den Busen einer der anwesenden Damen. Man scherzte darüber und forderte den König auf, ihn heraus zu holen. Die Dame selbst schien nicht abgeneigt, ihm die kleine Gunst zu gestatten, wenigstens machte sie keine Anstalt, ihn der Mühe zu überheben. — Ludwig gerieth in Verlegenheit, lief ängstlich umher, wußte keinen Rath, und wagte nicht, sich dem Frauenzimmer zu nähern, ohngeachtet die Andern fortfuhren, ihm Muth einzureden. Da er endlich sah, daß sein Ball nicht wieder zum Vorschein kam, lief er hurtig nach dem Kamin, und ergriff eine Feuerzange, um ihn mit Hülfe dieser aus seinem Gefängnisse zu befreien. Jetzt erst nahm die Dame, die sich doch einem solchen Experimente nicht aussetzen wollte, den Ball selbst heraus, und überreichte ihm denselben zu seiner nicht geringen Freude, den Gefangenen auf eine so wohlfeile Art wieder bekommen zu haben.

Einst trat er unvermuthet in das Zimmer seiner Mutter. Sie hatte kurz vorher einen Brief erhalten, den der König nicht sehen sollte. Als sie ihn erblickte, winkte sie dem Fräulein von Hautefort, einer ihrer Kammerdamen, den Brief, der am Fenster lag, eilig fortzunehmen. Dies geschah, allein Ludwig bemerkte es und wurde neugierig, den Inhalt des Briefes zu wissen. Er

wollte sich desselben bemächtigen, das Fräulein hielt ihn aber fest, und so stritten sie sich unter Lachen und Schäkern herum und Keines wollte dem Andern nachgeben. Als der König endlich alle seine Kräfte anstrengte, und das Fräulein merkte, daß sie das anvertraute Gut nicht länger vertheidigen könne, so schob sie den Brief schnell unter ihr Halstuch — und „Hier ist er sicher!“ rief die Königin lachend aus. In der That zog sich Ludwig auch sogleich lachend zurück, und wagte es nicht, den Gegenstand seiner Neugierde an einem Orte aufzusuchen, der für ihn entweder zu viel Heiliges oder zu viel Abschreckendes hatte.

Ein ander Mal gab er sein Mißfallen über die unverhüllten Busen der Damen so deutlich zu erkennen, daß nachher keine mehr wagte, in einem solchen Anzuge sich vor ihm sehen zu lassen. Dies geschah bei der königlichen Tafel, wo eben eine zahlreiche Gesellschaft zugegen war. Zufällig saß ihm gegenüber eine junge Dame mit ganz entblößter Brust, die anfänglich seiner Aufmerksamkeit entgangen war. Kaum erblickte er sie, so stieg ihm das Blut ins Gesicht und er konnte sein Mißvergnügen nicht bergen. Sobald er die Augen aufschlug, trafen sie auf den verhassten Gegenstand, und bald drückte er, um dieses Unbliches überhoben zu sein, den Hut tief ins Gesicht, und hütete sich möglichst, seine Blicke in gerader Richtung über die Tafel zu lenken. Doch seine Ruhe blieb gestört, er rückte auf seinem Stuhle hin und her, und ärgerte sich innerlich so sehr, daß der größte Theil der Anwesenden es bemerkte, ohne jedoch die Ursache ergründen zu können. Als endlich von ungefähr einer seiner Blicke den Feinden seiner Ruhe begegnete, so konnte er sich nicht länger zügeln; er nahm einen Mund voll Wasser, und spritzte es über den Tisch hinüber in den Busen der Dame, indem er ihr zugleich zu erkennen gab, wodurch sich diese seinen Unwillen in einem so hohen Grade zugezogen habe. — Diese königliche Ungezogenheit fand großen Beifall bei den Pfaffen und Andächtigen seines Hofes, alle die Andern aber schätzten sie nach dem Werthe, den sie wirklich verdiente.

Durch diese und ähnliche Vorfälle wurde die Intoleranz des Königs gegen weibliche Sitte,

auf solche Weise offenbart, so bekannt, daß die Wachen keinem Frauenzimmer den Zutritt zu ihm gestatteten, die ihre Kleidung gegen seinen Geschmack gewählt hatte. — Dies ging auch so weit, daß, wenn der König in der Kirche war, die Damen, welche hineingehen wollten, und sich in diesem Stücke die geringste Sorglosigkeit hatten zu Schulden kommen lassen, entweder zurückgewiesen wurden, oder sich genöthigt sahen, erst an der Thür ihre Toilette zu machen, um den Augen ihres Monarchen kein Aergerniß zu geben.

Die Zeit hat keine Zeit.

„Ich habe keine Zeit!“ ist der Wahlspruch unserer Zeit; „ich habe keine Zeit!“ diesen Ausspruch, diesen Ausruf, diesen Nothschrei hört man aus Aller Munde, liest man in allen Gesichtern, allen Blättern, allen Einrichtungen. Die Schnellpost war ein Erzeugniß desselben, und die Eisenbahnen gingen daraus hervor, und die Droschken scheinen sich nur deshalb so viel Zeit zu nehmen, weil das Publikum keine hat, ähnlich wie die Völkler sich da am meisten Macht nehmen, wo die Regierungen keine haben.

Unsere Kinder haben keine Zeit, ihr Erwachsensein abzuwarten, darum gehorchen und tragen sie sich schon jetzt als Erwachsene; die Schüler haben keine Zeit, die Universität abzuwarten, darum thun sie jetzt schon wie Studenten; die Studenten haben keine Zeit, ihre künftige Amtshätigkeit abzuwarten, sie wollen auf der Universität schon den Staat regieren; die Dichter haben keine Zeit, durch ernste Studien und gediegene Werke sich einen Nachruhm zu erringen, sie erschöpfen ihn für den Augenblick durch politische und unpolitische Lieder; die Mütter haben keine Zeit, ihre Kinder zu säugen und zu erziehen; die Eheleute haben keine Zeit, die Scheidung vom Tode zu erwarten; die Beamten haben keine Zeit, auf Anschuldigungen in öffentlichen Blättern zu antworten, sie verweisen die Sache an die Gerichte, indem sie dort auf Bestrafung des Schriftstellers antragen, sie sehen mit Recht voraus, daß die Gerichte Zeit haben, weil dort Alles Zeit

hat; sie, die Schriftsteller, haben keine Zeit, sich gründlich zu unterrichten, sie werfen flüchtige Bemerkungen hin, die wie tiefe Weisheit thun; die Leser haben keine Zeit, einen Aufsatz durchzulesen, sie kosten und naschen, und langen dann nach einer andern Schüssel; die Reichen haben keine Zeit, die Früchte vom Sommer zu erwarten, das Treibhaus muß sie liefern; und fast alle Menschen haben keine Zeit, ihr Alter abzuwarten, darum machen sie sich vor der Zeit alt, durch Genüsse und Kümmernisse, durch Sorgen und Vorgen, durch Lust und Wust; darum haben sie nur einmal Zeit, bei der Mahlzeit.

Diese Hast ohne Last, diese wilde Jagd ohne ein erjagtes Wild läßt sich nirgends mehr Zeit; Wälder, die sonst hundert Jahre zum Wachsthum brauchten, sollen jetzt alle 30 Jahre geschlagen werden. Jubelfeier, die sonst ein ganzes oder doch ein halbes Jahrhundert warten mußten, werden jetzt nach fünf Jahren begangen; Kühe müssen im ersten Jahre kalben, und Pferde im zweiten Jahre wettrennen; Häuser und Kirchen werden gebaut, für Tage, höchstens für Jahre; unser ganzes Leben ist zur Eintagsfliege geworden, die heute zeugt, gebärt, genießt und stirbt, weil für sie kein Morgen da ist; und bei all diesem Mangel an Zeit, sind doch Alle darauf erpicht, das Einzige, was sie nicht haben, zu vertreiben: die Zeit.

Moritz von Sachsen.

Der Pilger.*

Ein Roman aus dem Holländischen
von

Hazenbroek.

Frei übersetzt von W. G.

Erstes Kapitel.

Das tiefe Abendroth schwand allmählig in dem kalten, feuchten Nebel, der am Horizont herauf-

* Auf diese ausgezeichnete Erzählung, die das allgemeine Interesse erregen muß, weise ich besonders hin. Sie erscheint hier zum ersten Mal deutsch, in trefflicher Bearbeitung. D. R.

kam. Als die Sonne ganz hinabgegangen war, kam der Nebel langsam vorwärts, breitete erst seinen dunkeln Flor über den farbigen Ort, wo sich das Tageslicht noch schwankend erhielt, und hüllte dann die ganze Natur in sein weites Trauerkleid. Bogelschnell kam der frühe Dezemberabend hernieder, und wer sich jetzt noch im Freien aufhielt, konnte in dem Dunst kaum Athem holen, der sich bleischwer auf Menschen und Thiere herabsenkte.

Es war auf den Straßen und Grachten von Amsterdam dunkel. Die früh angezündeten Laternen gaben einen matten Schimmer, da der schwache rothe Strahl auf den allernächsten Umkreis beschränkt blieb. Auf der Kaisersgracht sah man eine Gestalt mitten durch den Nebel vorwärts schreiten; es war eine ärmlich oder mehr als ärmlich gekleidete Frau, sie war halb nackt. Sie wickelte das Kind, an dem sie schwer zu tragen hatte, so tief in das graue Leinentuch, welches ihr zur Bedeckung diente, daß ihr brauner, magerer Hals entblößt wurde. Sie zitterte und bemühte sich, den spärlichen Ueberwurf zwischen ihrem eigenen bloßen Oberleib und ihrem Kinde gleichmäßiger zu vertheilen; da sie aber sah, daß das Leinentuch unzureichend war, um Beide zu decken, wich das Gefühl für Kälte und die weibliche Schaam zurück vor der Mutterliebe. Die graue Hülle verblieb dem Kinde.

Die Frau eilte vorwärts, ohne zu bemerken, daß ein Mann ihr dicht folgte, und das war recht gut, sonst wäre wahrscheinlich ihr das dem Kinde gebrachte Opfer schwerer geworden, obschon ohne Grund, denn ehrbar umschleierte der Nebel, was durch die Noth entblößt worden war. Blöthlich stand sie, sich besinnend, still, und sagte: „Hier muß es sein, hier muß die gute junge Dame wohnen. Gott erinnere sie an ihr Versprechen, und neige ihr Herz zum Mitleiden.“ Sie unterdrückte das stille „Amen“; eine unerklärbare Angst beklemmte ihre Brust; es war ein schwerer Gang, ihr erster Bettelgang.

Langsam und als würde ihr das Steigen mit jeder Stufe schwerer, schlich sie die Treppe hinauf, und die zitternden Finger griffen nach der Hausschelle. Diese zog an, aber nur leise und unsicher. Es ist ein gewisses Beben, ein Bitten

in dem Klange einer Schelle, wenn die Armut sie berührt. O, eine Hausschelle hat ihre eigene Sprache. Sie weiß zu gebieten, wenn die Hand des Hausherrn sie reden läßt; sie tönt hell, wenn sie willkommenen Gäste anmeldet; sie lockt, wenn die Liebe sie bewegt, und sie flüstert, sobald der Arme sie rührt. Das wußten die Bedienten des großen Herrenhauses, wo die Frau schellte, recht wohl. Sie warteten lange, zu lange für einen so kalten, neblichten Abend. Da schellte die Frau noch einmal, aber etwas beherzter. — „Was zweimal kräht, das kann kein schlechter Hahn sein“, dachten sie drinnen, und die Thür ging auf. Der große Hausflur von weißem Marmor war heller als ein Balast erleuchtet, so meinte die Frau; freilich wäre ihrer ganzen Noth mit dem Werth einer der Lampen geholfen gewesen, die hier mehrere für nichts brannten — nein, nicht für nichts! Livreebediente liefen hin und her mit Tellern und Schüsseln; es klirrte und klang in dem Vorsaal von dem Silber und den Gläsern, die herbeigetragen wurden, so daß der Diener, der geöffnet hatte, nicht verstand, was die Frau so leise sprach. — „Was sagt Ihr? Was? ich kann meine Zeit besser brauchen, als nach Euch zu horchen. Sprecht laut, was wollt Ihr?“

Die Frau stammelte ein Paar Worte heraus: „Eine junge Dame getroffen — bestellt — sprechen wollte ich sie.“

Der Bediente lachte laut auf: „Sagt Ihr nicht, sprechen? und das jetzt, da das Zimmer voller Leute ist. Ich würde einen schönen Beweis bekommen, wenn ich jetzt unser junges Fräulein um einer Bettlerin willen rufen wollte. Ihr müßt am Abend wiederkommen, Frauchen.“

„Bestellt,“ stammelte die Beschämte noch einmal, obschon die trockene Zunge ihr am Gaumen klebte.

„Frage, wo sie wohnt, Lucas“, rief einer der Bedienten. War er selbst barmherziger, oder wußte er, daß seine Herrschaft es war.

„In der breiten Judengasse,“ antwortete die Frau, einigermaßen dreist gemacht.

„Dann braucht Ihr nicht wieder zu kommen; wir haben genug an unseren eigenen Armen, ohne

noch solches Mausehelvolf herzugewöhnen," rief Lucas ihr entgegen, und die Thür flog zu.

Die Frau sah ängstlich umher. „Nein, Niemand hatte es gesehen außer Gott! so dachte sie, und mit einem stillen Seufzer zu ihm stieg sie die steinernen Treppen wieder hinab. Mit solch einer Abweisung auf dem Herzen wurde es ihr doch leichter, als da sie hinaufging. „Das ist einmal," dachte sie, „aber nicht wieder!“ Sie drückte das verhungerte Geschöpf an ihren Busen, und ein zweiter Seufzer stieg zu dem empor, der allezeit hört.

„Hier, liebe Frau," sprach eine Stimme dicht neben ihr, „hier habt Ihr etwas für das erste Bedürfnis, und sagt mir die Nummer des Hauses, wo Ihr wohnt.“

„Ach, mein Herr, so wahr ich vor Ihnen stehe, Gott wird Sie segnen! Sagen Sie nur, was ich für Sie thun kann. Alles können Sie von mir verlangen, wenn Sie nur mein Kind retten.“ Die Jüdin verrieth sich in der großen Bewegung der Mutter; die Niedrigkeit ihres gedemüthigten Volkes vermischte sich seltsam mit der natürlichen Größe ihres Herzens.

„Nichts," antwortete die Stimme barsch, als wäre der Mann aufgebracht über die sflavische Antwort der Frau, welcher er die Wohlthat erzeigt hatte — „doch ja, in's künftige spricht nur an bei Leuten von eurem eigenen Volk.“

„Sicher will ich das, wenn ich jemals wieder ansprechen gehe" — sprach die Frau, und fort eilte sie mit ihrem Schatz, denn für einen Schatz mußte sie das empfangene Goldstück ansehen.

Der milde Geber blieb zurück. Mit in einander geschränkten Armen blieb er gerade gegenüber dem Hause stehen, an dessen Eingang alles dieses sich zugetragen hatte. Durch die großen Spiegelfenster verbreitete sich ein Lichtstrom nach außen, hell genug, um die breite Straße zu erleuchten, wenn der Nebel sich hätte durchdringen lassen. Doch konnte man erkennen, es war ein junger Mann, der so eben gesprochen hatte und der jetzt nach oben blickte. Die Schatten von gepussten Herren und Damen schwebten gleich Luftgestalten längs der weißen Vorhänge daher; die Vorhänge waren niedergelassen, und sie wogten zuweilen sichtbar, wenn sie durch den Luftstrom

der Vorbeiziehenden bewegt wurden. Mit dunklen Augen stierte der junge Mann die dünnen Schleier an, hinter welchen so viel Pracht ausgebreitet war, so viel Schönes und Stattliches sich bewegte, so viel Licht und Fröhlichkeit herrschte. Waren das für ihn etwa neidische Hüllen, die ein Feenversteck verbargen, jene weißen Vorhänge?

„Hier wohnt sie," sprach er endlich, „warum hier? War das Zuwerfen der Thüre dort etwa ein Vorzeichen? Und sollte ich nun da hineintreten? Auch, wenn diese Thüre sich weit vor mir aufthäte, ich würde doch sagen: nein, nein, und nochmals nein.“

Die Thür flog auf. „Um acht Uhr vor, um nach der französischen Oper zu fahren; um acht Uhr! behalte es wohl!" rief Lucas dem kleinen Jockey nach, welcher die Treppe hinabsprang.

„Nach der Oper! Also könnte ich sie da noch heute sehen, noch an diesem Abend; ich könnte in ihre Loge treten, und sagen: der Mann, den Sie seit einem halben Jahr jeden Tag auf Ihrem Wege antreffen, ist Ihrer nicht unwürdig; dem Vermögen und dem Stande nach kann er sich mit Ihnen messen. Aber, wenn sie dann nach meinem Namen fragte, und lachte, so wie ich gesehen habe, daß sie lachen kann? Nein, lieber alles dann, als diese Qual! Besser, daß ich hier verlacht, als daß ich jenseits um ihretwillen erniedrigt werde. Dieser schöne Kopf, wie stolz steht er ihr auf dem Schwanenhals.“ — Und, als wäre das Bild, welches er sich vor die Seele gerufen hatte, unwiderstehlich gewesen, rief er aus: „Heut am Tage sah ich sie nicht, so will ich sie denn diesen Abend sehen! Noch einmal nur will ich sehen, wie dieser hohe Nacken sich vor dem Mann beugt, den sie nicht kennt, und dann..."

Fort flog er. Die Schatten an den Vorhängen waren schon eher verschwunden. Man war drinnen zu Tische gegangen, und sie, die bei Tische den Vorstoß führte, träumte sicher nichts von dem Selbstgespräch, welches draußen gehalten wurde. Wenn auch davon nicht, so träumte sie doch wahrscheinlich von der Oper; das Wenige, was sie sagte, reichte hin, um ihren Entschluß durchzusetzen, daß man dorthin gehen wollte. Obgleich sie über diesen Punkt ihre eigenen Gedanken hatte, schwieg sie doch ganz, sie dachte an

Sein und Nichtsein, verwarf allerlei Unmöglichkeiten (die doch von Jugend und Liebe nicht angenommen werden), und berechnete, was die Zukunft bringen würde.

Der Abend war noch dunkler geworden, und der Nebel noch stärker; aber die arme Frau war zu Hause. Die spärliche Lampe galt ihr für eine Festbeleuchtung, und sie theilte das mitgebrachte Brot an die großen Kinder aus; dann besuchte sie mit warmer Kuhmilch die Lippen des Säuglings, den sie nicht mehr säugen konnte; und sie hatte unter diesem zärtlichen Bemühen schon beinahe vergessen, wie unfreundlich der Abend draußen gewesen war.

Auch der junge Mann, der sie in Stand gesetzt hatte, die Hungrigen und Durstigen zu speisen und zu laben, dachte nicht mehr an das Ungemach, das er bei seinem Warten vor dem großen Hause gelitten hatte. Er war in der französischen Oper, und da war es warm und licht. Doch hatte er lange gezaudert, ehe er hineingegangen war, sehr lange; er hatte aus dem Zettel erfahren, was gegeben wurde; ärgerlich hatte er ihn niedergeworfen und sich umgekehrt; dann war er zurückgekommen, hatte nochmals gelesen, wieder sich besonnen, und war endlich hineingegangen. Da Alle ihm auswichen und er Allen auswich, hatte er sich auf eine Bank grade vor dem Orchester niedergesetzt, wo die Musik rauschte, dicht bei der Bühne, wo auch schon gesungen ward. Weder Harmonie noch Melodie schienen ihn anzuziehen, denn sein Gesicht war düster, und zuweilen drückte er den Daum zwischen seine Finger, als ob er sich ärgerte.

Und doch wurde gut gespielt; der Jude Eleazar war ganz so, wie Scribe sich ihn gedacht hatte, und seine Tochter Rahel war noch lieblicher, als jener sich sie hatte vorstellen können! Doch nichts scheuchte die Muzeln von der hohen Stirn des Zuschauers hinweg, der während des Spiels mehr zu leiden als zu genießen schien. Bei dem schönen Chor, in welchem das Volk die Entweihung seines Tempels durch den Fuß der Juden rächen will, sah der junge Mann wild nach einer der Logen empor. Sie war leer, aber grade wurde

die Thür aufgethan, und einige schöne Damen traten mit ihren Begleitern ein. Nur nach einer Blicke der junge Mann aus dem Parterre, und das war jene, die den anderen voran ging — die schönste. Sie hatte eine lilienweiße Haut, und ein Rosenschimmer färbte ihre Wangen; schwarze Locken, lange dunkle Wimpern und darunter doch Augen so blau wie die Lotusblume des Ostens, und dann . . . aber ihr fürchtet, ich möchte euch eine Schönheit wie ein Mosaik stückweise zerlegen. Wohl denn, denkt euch eine Blume, damit ich euch ihr Bild male; aber laßt es eine hellfunkelnde, eine starksprechende sein, zum Beispiel eine Feuerlilie. Der junge Mann ersah sich auch eine Blume; es war eine östliche, keine nordische. Rose von Jericho nannte er sie im Stillen, und obgleich diese unsern Rosen ähnlich ist, übertrifft sie dieselben doch an Farbe und Pracht.

Fröhlich und fest trat sie in die Loge, ohne sich darum zu kümmern, ob das Geräusch auch die Spielenden hindern möchte. Sie nahm Platz, und das rothseidene Tuch, dessen Spitzen auf dem weißen Busen glühten wie Flammen auf dem Schnee, war um ihre rabenschwarzen Locken geknüpft; erst nachdem sie sich ruhig niedergelassen hatte, streifte sie die Kopfbedeckung ab, und legte sie über den Rand der Loge. Langsam glitt auch die Mantille von purpurner Seide, mit einem Rand von Schwanzfedern besetzt, von den runden marmorweißen Schultern herab, und jetzt stellte sie sich in ihrer vollen Schönheit dar.

Mit Innigkeit versenkte der junge Mann sich in den süßen Anblick, während er nach dem hingeleigten Fuß mit einer Ehrfurcht hinschaute, gleich der, mit welcher die Braminen die Sonne anstarren. Wirklich hatte ihr Eintreten ihn ganz bezaubert und aufgeheitert; er war ein anderer Mensch, als vorhin, Gluth war in allen seinen Zügen, wie in einem Brennglase, das vom Licht getroffen wird. Sie hatte ihn gesehen, erkannt und begrüßt. In ihrem Gesicht war nichts verändert; aber doch schien es, als stöge ein rothger Schimmer über Hals und Schultern, leicht und flüchtig, gleich dem, den die Abendsonne auf ein Schneefeld wirft; doch mag es auch der Widerschein von der purpurnen Mantille gewesen sein,

welche sie grade wegen des von der Bühne herkommenden Zuges wieder über Hals und Busen nahm.

Der zweite Aufzug hatte begonnen. Eleasar theilte das ungesäuerte Brot aus, und Leopold warf es fort. Der junge Mann sah auf; die Rose lachte, und obgleich dabei die perlenweißen Zähne zum Vorschein kamen, erschien ihm das Lächeln so unangenehm, daß er beschloß, nicht wieder so schnell hinzusehen. Als er die Augen nicht mehr aufhob, sah sie nieder, und ihr Blick beobachtete alle Wolken, die auf's Neue über sein ausdrucksvolles Gesicht hinzogen, schnell und ungestüm, wie die Schauer eines Herbsthimmels. Es schien, als wäre der Zauber ganz vergangen, und er merkte genau auf das Stück. Die Romanze von Rachel:

Il va venir! ... il va venir!

griff ihn mächtig an. Sie sang weiter:

*J'ai pu tromper les yeux d'un père,
mais non pas ceux d'un Dieu sévère!*

Oui, je le dois, oui, je veux fuir.

Da bedeckte er unwillkürlich die Augen, aber trotzig richtete er sie nach der Loge hinauf bei dem Refrain:

Et cependant ... il va venir!

Kein Blick beantwortete den seinen; die Schöne schien ganz Ohr für die langweilige Szene zwischen Rachel, ihrem Geliebten und ihrem Vater. Auch er kam wieder zur Ruhe, bis Eleasar den Ausruf that:

Trahison! Anathème! u. s. w.

Da bebte er, wie die Bappeln, wenn der Nachtwind durch die hohen Wipfel fährt. Er erbleichte, und drohte niederzusinken — da kam Bewegung in das Parterre, die Seitenthüren wurden geöffnet, um frische Luft hereinzulassen. Ein mitleidiger Nachbar schien den Unwillen zu überwinden, mit welchem er sich zuvor von dem jungen Mann entfernt hatte; er bemühte sich, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen; auch Andere kamen herzu, und man wusch ihm die Schläfen mit einem seidnen Tuch, das mit Eau de Cologne befeuchtet war; das Tuch war zur rechten Zeit über den Rand einer Loge heruntergefallen. Niemand hatte gesehen, daß eine kleine Frauenhand es unbemerkt herunterstieß; aber da der junge

Mann wieder zu sich kam, errieth er es, er entriß das Tuch den ungeweihten Händen, verbarg seine Gemüthsberregung hinter demselben und — küßte es.

Das Stück ging weiter; aber der junge Mann hörte und sah nichts mehr. Als am Ende des Aufzuges der Vorhang fiel, eilte er wegzukommen, und da er längs den Logen hinging, sagte ein Herr, der hinter der Rose saß, zu ihr: „Haben Sie wohl gemerkt, was der Mann während des ganzen Aufzuges für seltsame Geberden gemacht hat, und wie es zum Ausbruch kam grade bei dem göttlichsten Moment des Eleasar?“

„Nein,“ war ihre Antwort, „ich komme nicht hierher, um mich umzusehen.“

„Ich auch nicht, sobald Sie im Schauspiel sind,“ flüsterte der Andere ihr zu.

„Dann werde ich wohl zu Hause bleiben müssen, um den anderen Damen nicht die Hoffnung zu rauben,“ antwortete sie spottend; und wieder schwebte das Lachen um ihre Lippen, und drückte ihr in das Gesicht eine der sieben Schönheiten, ein Grübchen.

Den Abend lachte sie nun ferner nicht mehr, und staunte auch nicht mehr über das Stück. Der Platz im Parterre blieb leer, und blieb auch noch unbesezt, als der Vorhang wieder niederging, und die Gesellschaft aus der Loge, die wir kennen, sich entfernte.

In dem dunklen Gange, der nach der Hauptthüre des Hauses hinkief, streifte eine Gestalt an den Durchgehenden vorüber; und es war der Rose, als rauschte die Seide ihres Kleides, grade als wäre dieses leise berührt worden. Diese Vermuthung machte, daß sie von Zorn erröthete, und da sie in den Wagen stieg, sagte sie zu dem Lakai: „Lucas, ich habe ein seidnes Tuch in das Parterre fallen lassen; ein Dreiguldenstück für Sie, wenn Sie mir es wiederbringen.“

Lucas war voller Eifer, aber das Tuch kam nicht zurück, und von Grund ihres Herzens sagte seine schöne Eigenthümerin mehr als einmal: „Wie leid thut mir das, daß ich um das Tuch gekommen bin!“

Zweites Kapitel.

An dem Morgen eines von den Januartagen, in welchen die Luft so hell ist, wie man sie nie in der Sommerzeit sieht, bereitete sich alles vor auf der breiten Wasserfläche, die von dem ausgebreiteten Wasser der Amstel gebildet wird, um die Bewohner des volkreichen Amsterdams zu empfangen, welches vorzugsweise den Namen die Stadt trägt, das nordische Venedig. Das herrliche Wetter zeigte an, daß die Eiskirmiß, die Kirmiß der Kinder und der Armen, weil der Winterfürst unentgeltlich empfängt, recht lebhaft sein würde. Kleine Knaben, mit großen Besen bewaffnet, segten in der Mitte die lange, breite Bahn schön, die bald von den schnellen Schlittschuhen matt geschliffen werden sollte, bis sie den tauben Glanz jener silbernen Spiegel hatte, mit welchen ehedem unsere Schönen sich behelfen mußten; Andere machten den Fuhrweg zurecht, der für das Longchamps-Fest dienen sollte, da man jetzt die Reihen der bunten Schellenschlitten erwartete. Weiter dahinter wurde die Aussicht durch zwei Reihen von Zelten begrenzt, die von Holz oder Leinwand aufgeschlagen waren; es waren Kinder des Augenblicks, so gebrechlich als der Boden, der sie trug. Ausgesteckte Flaggen forderten die kleine Gesellschaft auf, die Erfrischungen zu genießen, welche dort verkauft wurden. Der Ruf: „hier heran, hier heran! Warmbier und kalten Brantwein“ erklang laut über das noch sparsam besuchte Eis. Es war ungefähr gegen Mittag; der Raum war fast ausschließlich von den Schulknaben eingenommen, die statt zum Essen nach Hause zu gehen, lieber ihre Zeit auf dem Eise zubrachten, welches sie so sehr liebten. — O, über das Eis! Man sollte geneigt sein zu denken, die Wassernixe spiele unter der brennenden Liebe aller jungen Leute für das Eis. Es ist ja, als glitte sie leise und unbemerkt über den tauben Boden ihres frostigen Gebiets dahin, und als fänge sie dort ihr Zauberlied, um alle Kinder zum Ungehorsam und alle jungen Leute zur Unvorsichtigkeit zu verleiten, und endlich um sie durch ihre süße Stimme nach der gebrechlichen Stelle hinzulocken, durch welche sie plötzlich in ihre gierig wartenden Arme stürzen, um in den feuchten Wasserpalast herabzusinken!

Ohne hieran zu denken, flogen und rannten einige Knaben fröhlich wie die wilden Enten über das noch zuweilen krachende Eis. Ein Haufen hatte sein Vergnügen daran, Bälle aus dem Schnee zu machen, welcher zur Wetterseite der gefegten Bahn aufgehäuft war.

„Hans, lieber Hans! sei doch vorsichtig!“ so rief eine ärmlich gekleidete Frau, eine Mutter, welche am Ufer einherging mit der Angst einer Henne, die sieht, daß ihre Entenbrut den festen Boden verläßt und selbst nicht folgen darf; „passe ja auf, Hans, daß Du nicht in's Wasser fällst.“

„Es hat keine Noth, Mutter; sieh, da kommt eben ein Jude auf's Eis. Nun siehst Du doch selbst, daß es stark genug ist“ — so antwortete der Junge laut schreiend.

Wirklich schritt vom Ufer ein junger Mann auf das Eis herüber. Ein prächtiger polnischer Rock mit einem Zobelkragen zu den vielen Treffen und Schnüren, stand seiner hohen Gestalt recht gut, und erweckte von dieser eine Vorstellung, welche durch die trogige Schönheit des Gesichtes, als wahr bestätigt wurde. Es gehörte aller Scharfsinn, der den Kindern eigen ist, dazu, um den Israeliten in dem Fremden herauszufinden. Der Knabe rief aber laut aus: „Jude, Schmuel!“ während jener seine Schlittschuhe angebunden hatte und über die Bahn dahinglitt.

Ein Schrecken zuckte durch die hohe Gestalt, das dunkle Auge schloß auf den Buben drohende Blicke, wie ein Geier fuhr er auf ihn los. Plötzlich bedachte er sich aber, der vorderste seiner freideweißen Zähne drückte sich tief in die schönen Lippen; seine Hand sank nieder, er wandte sich wieder um nach der Bahn.

„Jude!“ rief der Knabe nochmals, durch das glückliche Entkommen dreist gemacht, und wollte dem jungen Mann einen Schneeball nachwerfen. „Laß sein, Hans,“ riefen seine Gefährten ihm zu, „Du siehst doch, es ist derselbe, der gestern König auf der Bahn war. Laß ihn in Ruhe, hörst Du. Sieh lieber einmal zu, was für Figuren und Buchstaben er mit seinem Schlittschuh in das Eis schneidet, und wie geschickt er darüber hinführt,“ — und fort flogen die Burschen dem jungen Mann nach.

Vergebens, der Fremde hatte die Stimmung

verloren oder nicht mitgebracht, um den gestern erworbenen Ruhm zu behaupten. Still und stattdlich, noch immer mit über einandergeschlagenen Armen, glitt er langsam über die Bahn. Sein Gesicht glühte nicht von Munterkeit wie den Tag zuvor, sondern war mit der gelblichen Farbe überzogen, die man bei einem dunkelgelockten Haupt so oft findet. Die Locken hingen unter dem Sammetbarett herunter auf das feuerrothe türkische Tuch, welches er um den Hals geknüpft hatte entweder der Kälte oder des bunten Aussehens wegen oder noch aus einem andern Grunde. Scheinbar gedankenlos, aber wirklich in tiefes Nachdenken versunken, hatte er ganz vergessen, wo er sich befand, und weshalb er gekommen war.

„Da kommt der polnische Schlitten!“ rief jetzt Hans, und die ganze Schaar der Knaben lief nach jener Seite.

Es kam jetzt der zierliche Schlitten nett und leicht daher mit dem milchweißen Schimmel, an dessen rother Schabrafe Schellen von lauter Silber herabhängen, ein so reiner Klang als wäre es Glas. Der Fremde sah stets nur auf das muthige Pferd, welches schnaubte und mit der leichten Last spielte, die es zu ziehen gezwungen war. Oder galt es dem schönen drachensförmigen Schlitten, hinter welchem ein Jüngling den Schimmel mit Geschick lenkend auf der Britsche saß, selbst von artigem Aussehen? Schwerlich wohl, denn eine liebliche Gestalt saß ja drinnen in dem Bauch des Ungeheuers, welches zu einem zierlichen und gemächlichen Sitzplatz ausgehöhlt war. Sie saß dort beinahe so, als ruhte sie in den ausgestreckten Armen von ihm, der sie fuhr; auch berührte einige Male sein Kinn vertraulich ihre Schulter, während er zu ihr sprach; dabei funkelten denn die Augen des Schlittschuhläufers, welcher dem Schlitten nahebei folgte. Die Schöne hörte nicht, was ihr Herr sagte, aber ihr suchendes Auge flog über das Schauspiel auf dem Eise hin.

„Sehen Sie, Ottilie“ — rief der kleine Dandy, der hinten auf dem Schlitten stand, und stieß sie vertraulich an; „sehen Sie, da haben Sie wieder den Burschen von gestern mit dem seidnen Tuch angethan, welches Sie gestern in der Oper verloren haben. Sie dürfen nur nach hinten

sehen; er folgt unserm Schlitten, meine ich; aber wie fährt er jetzt langsam!“

Ottilie sah sich um. „Das ist ja wohl der Sonderling aus der Oper von gestern Abend?“ fragte deutlich verstimmt der Jüngling hinter ihr.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Ottilie, und wandte sich gleich nach dem Fragenden hin. Unbemerkt überflog ein Purpurstrom ihr schönes Gesicht, und verrieth, daß sie es wohl wußte.

„Da Sie das Eis heute nicht schön finden, müssen wir lieber nach der Stadt, und da die Straßen entlang fahren; auch ich finde es hier so kalt, und der Wind fährt mir so scharf in die Hände, daß ich die Zügel von Zephyr kaum noch halten kann“ — so wollte der Herr seinen Schlitten umwenden.

„Ach, Meerwald, ich danke Ihnen herzlich dafür, daß ich mich in der leeren Stadt langweilen soll. Sie sagen ja selbst, daß alle feinen Leute sich hier befinden; was sollten wir denn anderswo thun, ich bitte Sie? Wenn Ihnen zu kalt wird, mag Lucas fahren. Sie wissen, der Papa wollte nicht, daß ich fahren sollte, ohne daß er mir von fern folgte. Warten Sie, da drüben erkenne ich ihn an seiner blau und weißen Livree; halten Sie nur still hier, dann mag Ludwig ihn rufen.“

„Sehr verbunden, liebe Cousine, oder muß ich wohl lieber sagen, Sie arger Plagegeist. Sie wissen wohl, daß ein einziger Blick Ihrer schönen Augen genügt, um mich ganz zu erwärmen. Sehen Sie mich nur an, ich bitte Sie.“

Aber Ottilie sah ihn nicht an. Sie hatte ihm den Rücken zugewendet, und schon ganz vergessen, daß er sprach; durch den Spitzenschleier gingen ihre schönen Augen immer anders wohin. Ob sie erwärmten oder verzehrten? Ihre Wangen, so eben noch bleich, glühten jetzt von dem schönen Roth der Mohnblume.

„Si, seht doch, wie der Jude aussteht,“ rief plötzlich dem jungen Mann der kleine Quälgeist nach, der ihn immer verfolgte. Als er das gesagt hatte, flog der Knabe fort, erschreckt, wie er war, durch das ernste Gesicht, welches ihn ansah. Er blickte sich um, das bleiche Gesicht folgte ihm; er sah noch einmal hin, es war ihm auf den Fersen. Noch eine dreiste Wendung machte der Knabe, um zu entfliehen; das Eis knackte;

er stand am Rande eines Loches und stürzte kopf-
über hinein.

„Guter Gott, der Junge ertrinkt!“ so riefen
Alle, die es sahen; regungslos blieb der junge
Mann am Rande des Loches stehen. — „Wer
will hineinspringen und den Knaben retten?“
fragte er, und schwenkte seinen gefüllten Geld-
beutel, um dazu aufzumuntern.

„Sollte der Jude denken, er könne für Geld
Leben erschachern? Laßt ihn doch selbst hinein-
springen!“ rief ein Handwerksgefelle.

Ein guter und ein böser Geist stritten in der
Brust des Beleidigten. Der gute behielt die Ober-
hand; er sprang in's Wasser, und tauchte tief
unter.

„Wenn Ihr nicht schwimmt, wie ein Aal,
werdet Ihr dies Wagstück nicht ausführen,“ rief
der Gefelle.

Athemlos stand alles rund um das Loch. Es
war in dem ganzen Umkreise still; nur in der
Ferne klangen die Schellen und fuhren die Schlit-
ten. Plötzlich plätscherte das Wasser und theilte
sich. Ein bleiches Gesicht kam herauf, dann ein
Arm, der sich mühsam herausarbeitete. „Greift
den Jungen!“ wurde aus der Tiefe gerufen.

Hundert Hände griffen erst nach dem Jungen und
dann nach seinem Retter. Schnell waren beide
auf das Eis gezogen. Der Junge lag ohnmäch-
tig; sein Retter war bei voller Besinnung und
befahl den Umstehenden, jenen der Mutter zu
bringen; triefend naß trat er wieder auf das Eis.

„Was sagte der Junge?“ fragte die Rose
ihren Begleiter. —

„Daß der geschickte Schlittschuhläufer ein Jude
ist. Es thut mir leid, er lief so schön“ — war
die Antwort.

Da wandte der Schlitten um und verließ das
Eis, ohne abzuwarten, wie das Unglück ablaufen
würde; aber die Rose schien in eine Lilie ver-
wandelt, als sie vor dem großen Hause ihrer El-
tern an der Kaisersgracht ausstieg.

Ein Livreebedienter ging am Nachmittag auf
dem Eise hin und her, und fragte Jedermann:
„Wie ist es diesen Morgen mit dem Herrn und
dem Knaben abgelaufen, und wie hieß der
Mann?“

„Sie sind beide mit dem Leben davon ge-
kommen,“ wurde geantwortet, „aber seinen Namen
kennt Niemand.“

(Fortsetzung folgt.)

J e u i l l e t o n .

Berlin. Ein Mitarbeiter der Spener'schen
Zeitung unterzeichnet sich: 1817. Das ist der
trefflichste Mitarbeiter der Spener'schen: er ist
nur um einunddreißig Jahre zurück.

* * Die Kölnische Zeitung verliert mit je-
dem Tage mehr an Achtung. Sie ist das Jour-
nal des Debats des Herr von Camphausen
geworden. Der Redakteur, Herr D. Brügge-
mann, ist nie für einen großen Geist gehalten
worden; aber man hat ihm doch einige Charakter-
festigkeit zugetraut. Aber die Kölnische Zeitung
ist jetzt ein wahrer Fuchsschwanz geworden. Matt,
lavirend, mit allen Parteien liebäugelnd, ist Alles,
was sie bringt. Was sagen denn die derben
freisinnigen Rheinländer zu diesem ihren Organ?

* * Was bringt unsere eigentliche Frei-
heits-Presse? — Witzereien, mitunter einen gu-
ten Witz. — Das ist Alles. Fehlt es uns etwa
an literarischen Freiheits-Vulkanen, die Flammen

sprühen können, wie wir sie in den Pamphleten
und Journalen der französischen Revolution fin-
den? Es fehlt nicht daran. Wir haben junge
Männer Broschüren im Manuscripte vorgelesen,
die dem Besten zur Seite gestellt werden können,
was Armand Carrel und Aehnliche je ver-
öffentlicht. Aber es fehlt an — Lesern. Kein
Buchhändler wagt es, eine ernste Flugschrift zu
veröffentlichen, während die Zote an den Meist-
bietenden ausgeschrieben wird. Die Leser sind hier
feiger, als die Schriftsteller. Sie erschrecken vor
dem freien Worte, fahren zurück, und halten es
sich vom Leibe, wenn es nicht durch die fade Ein-
kleidung eines Gassenbauers oder den närrischen
Vortrag eines Hanswurstes unschädlich gemacht
worden. Freiligrath's Gedicht: Berlin, ist
hier spurlos vorübergegangen. Wie mit dem ge-
druckten Worte, ist es auch mit dem gesprochenen:
die kernigsten, kräftigsten Redner müssen den sa-
desten, großsprecherischsten Schwägern weichen.

Die Kunst, viele Worte zu machen, wird mit Beifall belohnt; die Bemühung, den Gedanken zu concentriren und ihn als zündende Kugel hinauszuschleudern, wird nicht verstanden.

* * Seit dem 20. März hat die Angst für ihr ärmliches Leben und reichliches Besitztum 67,000 Personen von hier fortgejagt.

* * In dem Winkel des Schaufensters einer Kunsthandlung, das nur mit Carrikaturen bedeckt war, hing das Porträt eines deutschen Duodez-Fürsten. Dergleichen Carrikaturen gehen jetzt nicht mehr! — bemerkte Glasbrenner.

* * Ein Fabrikant, der nach Leipzig reiste, um 13,000 Thaler einzufassiren, brachte mit genauer Noth daselbst 130 Thaler zusammen.

* * In dem Trauerspiel: Liphonia von Carl Zwergbahn kommt eine Stelle vor, in welcher der Mensch mit einem edeln Rosse verglichen wird, das den Reiter abwirft, wenn er es zu sehr stachelt, und welches dadurch zeigt, daß es keine Mähre ist. — Als nach dieser Stelle wieder der Beifall losbrach, rief einer aus dem Parterre dazwischen: Ein Mensch aber soll überhaupt kein Pferd sein und sich gar nicht reiten lassen! —

* * Raupach, bald 70 Jahre alt, ist junger Chemann geworden. Es ist eine dramatische Ehe, er hat Fräulein Pauline Werner, als dramatische Schriftstellerin A. P., geheirathet.

* * Als treffende Charakteristik eines echten Berliner Bummlers, der jetzt auch eine großmännliche Rolle in Volksversammlungen und Clubbs spielt, dient folgendes Gespräch. Was treiben Sie denn eigentlich? — fragte ihn Jemand. B. Ich mache Schulden. A. Und was weiter? B. Ich bezahle sie auch nicht.

* * Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht — sagt Schiller. Unter der Legion von Clubbs hat sich auch ein Verein für constitutionelles Königthum gebildet. Hofmann! — kann jeder Republikaner ausrufen — da steht, welches Heil aus einem constitutionellen Königthum hervorgeht, das ein Widerspruch ist, weil es weder Königthum noch Volks-Souveränität; — das eine Zehrkrankheit des Wohlstandes und der Wohlfahrt, weil es ein steter offener und noch weit gefährlicherer geheimer Kampf zwischen den Vorrechten der Krone und den Rechten des Volkes, — steht an der sauberen Tendenz dieses Clubbs für constitutionelles Königthum, daß die Sache selbst ein Chaos von Mißtrauen, Unfeindung und Haß sein muß, denn der Clubb

besteht aus einer Rotte — Denuncianten. Sie entblöden sich nicht, es durch die Zettel an den Straßenecken zu verkünden, daß sie sich die Aufgabe gestellt, jede zu freie Aeußerung, jede zu freie Schrift, sofort dem Staatsanwalt zu denunciiren und auf Bestrafung anzutragen. Die Stifter dieses Vereins sind: der Oberstlieutenant Herr Blümcke und der General-Staats-Kassen-Buchhalter Herr Liedtke. Letzterer hätte nicht nöthig gehabt, seinen Namen durch Denunciantenthum im Großen zu kränken, er ist genügend dadurch bekannt, daß er den Böbel durch Geld gegen den politischen Clubb und gegen die Juden aufhetzte. Ein netter Mensch dieser Herr Liedtke!

* * Die Rehberger, Erdarbeiter in den Rehbergen, früher gefürchtet, wie die Pazzaroni, sind jetzt Hauptstützen gegen die unterminirenden Erdarbeiter der Reaction. Sie sind die eigentlichen Prätorianer, und die sublimen Arbeiter der Intelligenz, die Literaten, sind mit diesen Rehbergern, die noch an der Scholle kleben, brüderlich verbunden. So derb und roh aber diese Rehberger auch noch sind, so groß ist doch ihr Gefühl für Recht und Ehrlichkeit. Sie üben in dieser Beziehung mitunter eine Volksjustiz aus, wobei Spruch und Strafe eins sind: Ein armer Jude wird von einem rohen Bürger auf der Straße haranguirt. Die Juden sind Schuste! — sagte der Bürger. Das hören ein Paar Rehberger. Was — schrien sie — die Juden haben auf den Barrikaden für uns gekämpft und jetzt sind es ebenso viele, Juden wie Christen, die furchtlos für das Wohl der Arbeiter sprechen. Und mit diesen Worten packten die Rehberger den Bürger und klopfen ihm den Schmutz des Judenhasses aus. — Ein Rehberger tritt an einen eleganten Herrn unter den Linden heran. Erschrocken fährt dieser zurück, als würde er angefallen. Der Rehberger aber fragt mit seiner rauhen Stimme: Ist Ihnen eben ein Taschentuch gestohlen worden? — Der Herr greift in die Tasche, und da er sein Tuch vermißt, antwortet er: Ja. — Hier haben Sie es wieder, und nun wollen wir über den Dieb richten! — Ein Paar andere Rehberger halten einen jungen Menschen fest, und der Wiederbringer des Tuchs hält folgende Anrede an ihn: Du, schlechte Pflanze, bist Handwerker, und stiehlst! Pfui! schäme Dich, Du bist nicht werth, daß Du ein ehrliches Handwerk treibst! doch nun gestehe, daß Du dem Herrn das Tuch aus der Tasche gestohlen, und wir wollen Dir die Ehre erweisen, Dich selbst zu bestrafen und Dich nicht an die Polizei ausliefern! — Der junge Mensch leugnet. — Bedenke — sagt der Rehberger zu ihm — wenn Du in die Hände der Polizei kommst, dann mußt Du sechs Wochen bis vier

Monate in's Arbeitshaus. Da lernst Du erst als Dieb aus. Denn die Polizei erzieht nur die Spitzbuben. Gestehst Du aber und versprichst Dich zu bessern, dann kriegst Du nur einen Buckel voll Keile und kannst laufen und Dich bessern. — Der Dieb gesteht. — Ist es Dein erster Diebstahl? — Ach ja, ich bin Klempnergeselle und habe keine Arbeit! — Und da mußt Du stehlen? Kannst Du nicht zu einem Kameraden gehen und sagen: Bruder gib mir was! — Jetzt empfängt der Dieb eine gehörige Tracht Prügel, eine ernste Verwarnung, nicht wieder zu stehlen, und wird mit einigen nicht leicht zu vergessenden Rippenstößen entlassen. — Ein Paar Bürgerwehrmänner haben in einer Droschke zwei gefangene Arbeiter, mit denen sie nach dem Polizeigefängnisse fahren. In der Spandauer Straße wird die Droschke von Rehbergern angehalten, die Gefangenen werden befreit. — Aber, was habt Ihr gethan Freunde, — sagt ein Bürgerwehrmann — die Kerls haben gestohlen! — Spitzbuben waren's? Wir glaubten, sie hätten nur Krawall gemacht! Na wartet! — Im Nu setzten dieselben Rehberger den Befreiten nach und brachten sie gebunden den Bürgerwehrmännern zurück.

* * Selbst die genaueste, nur Thatfachen berührende Schilderung der Haltlosigkeit, der Vertrauenslosigkeit und der Uneinigkeit, die jetzt in Berlin herrschen, würde dem, der nicht mitten darin lebt, oder wie in einem Rausche dahintaumelt, unglaublich scheinen. Man muß es in der That für unmöglich halten, daß bei solchen Zerwürfnissen nicht Alles zusammenstürzt, daß da, wo immer Einer dem Andern ein Bein setzt, Einer den Andern fallen läßt, überhaupt noch Jemand steht. Und dennoch herrscht hier eine wunderbare Ordnung in der äußern Erscheinung. Niemand gehorcht, aber auch Niemand gebietet, und darum hält sich die Sache, ohne Widerspruch und ohne Widersetzlichkeit. Es ist eine Sicherheit auf den Straßen, trotz der überall sich zusammendrängenden Schaaren, die alle Gensdarmen der Welt niemals hätten hervorrufen können. Als neulich drei Gensdarmen nebeneinander gingen, trat ein Bürgerwehrmann an sie heran und bat sie freundlich, aus einander zu gehen, um die Ruhe nicht zu stören. Aber dies Alles ist eine glatte, dünne Lavakruste über einem Vulkan, in welchem es kocht und siedet. Das Mißtrauen, der Neid, der Haß der Parteien gegen einander ist nur verbissen. Wenn dieser Rachen des Verderbens sich aufreißt, wird er furchtbar viel Opfer verschlingen. Der Egoismus sieht sich weniger bedrängt, wenn er einem absoluten Monarchen gehorcht, von dem er sich Gnadenbezeugungen und Vortheile vor Andern erkriechen kann, als wenn

er jede Potenz, jede Individualität, in dem Rechte der Freiheit anerkennen, sie nicht hindern soll, ihre Ansprüche geltend zu machen. Darum ist so vielen Menschen die Freiheit unbequem. Mit welcher tückischen Schlaubeit der heuchelnde Absolutismus diese Einzel-Leidenschaften benützt, zeigt sich schon darin, daß sogar unter der Landwehr sich Parteien gebildet haben. Ich glaube nicht, daß es möglich, ein Volk, welches einmal die Banne der Freiheit empfunden, so sehr bald wieder zu unterjochen, aber die Uneinigkeit und das Mißtrauen drücken die Geister und die Verhältnisse nieder, es entsteht eine Muthlosigkeit daraus, welche fragt: Was haben wir gewonnen? Was haben wir verloren? Ist der Gewinn des Verlustes werth? — Und schlimm, sehr schlimm, wenn man bei einer Errungenschaft zu fragen beginnt, was sie kostet? Dann ist man von ihrem vollen Werthe nicht mehr durchdrungen. Der Absolutismus lauert auf den Moment der größten Niedergeschlagenheit, dann wird er mit seinen Bluthunden auf die Schläfrigen und Matten hervorbrechen. Er würde dann vielleicht wieder die Oberhand gewinnen, wenn in ihm materielles Wohl wäre. Aber dieses hat er selbst zu Grunde gerichtet, er hat sich den sichersten Köder geraubt, womit man Menschen fängt: er wollte nur durchaus abhängige Sklaven, nicht selbstständig wohlhabende Bürger. Nicht um das Wohl der Unterthanen zu fördern, schützte er Handel und Gewerbe, sondern nur, um daraus den höchst möglichen Vortheil für sich selbst zu ziehen. Der Absolutismus kann noch viele Blutschuld auf sich laden, aber fliegen wird er nicht! —

* * Was hat das Jahr 1848 bewiesen? — Daß 1847 Alles quarante sept stand.

(Kladderadatsch.)

* * Eine passende Unterschrift für die Bombe, welche am Morgen des 19. März in eine Pumpe fiel, über welche bereits die Worte geschrieben wurden: An meine lieben Berliner — wäre: Ein solches Volk ist es werth, königliche Worte zu vernehmen. — Mit dieser Phrase wurde das Testament Friedrich Wilhelm III. von seinem Nachfolger der Deffentlichkeit übergeben.

* * Herr Louis Schneider hat die Landwehr gegen die Bürger aufbegehren wollen und als Belohnung dafür ist ihm eine Katzenmusik und ein Urlaub bis auf Zurückberufung zu Theil geworden. Herr Schneider, der, wie der Berliner Krafchler bemerkt, als Komiker nicht gemeiner und als Unteroffizier nicht komischer sein konnte, soll auf einer Mission außer Landes sein, um einen Marine-Landwehr-Berein zu bilden.

* * Der Bürgergeneral Herr von Aſchoff hat, weil die Bürgerwehr einfach, daß er ein heimlicher Reactionär und die Bürger-Einheit zu Gunſten der Deſpotie zu ſpalten beſtrebt ſei, abſchreiben müſſen. Herr von Aſchoff ſoll nun zu ſeiner Zerſtreuung an einer Tragikomödie arbeiten: Viele Hunde ſind des Haſen Tod. —

* * Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß das preußiſche Wappen mit Greifen geſegnet iſt; wir haben nicht weniger als ſechs darin, einen gekrönten wegen Stettin, einen rothen wegen Pommern, einen ſchwarzen wegen Caſſuben, einen geſtreiften wegen des Herzogthums Wenden, und zwei goldene wegen des Fürſtenthums Wenden und des Fürſtenthums Schwerin. Cteſius ſagt vom Greifen, er iſt ſo ſtark, daß er Sieger im Kampfe mit allen Thieren bleibt, außer mit dem Löwen und dem Elephanten; nun aber hat, ſo viel uns bekannt, kein Land einen Elephanten im Wappen, den Löwen aber brauchen wir nicht zu fürchten, denn wir haben deren ſechs und einen halben im Wappen, einen ſchwarzen wegen Geldern, einen rothen wegen Berg, einen geſtreiften wegen Thüringen, drei goldene wegen Geldern, der naffauischen Lande und Sayn, und endlich einen halben wegen Rügen; das Beſte aber iſt, daß ſich unter all dieſen Raubthieren eine ſchwarze Henne (wegen Henneberg) ganz traulich gelagert hat.

* * Zwei Bucherer unterhalten ſich über die Zeitereigniffe. Der Eine klagt. Der Andere erwiedert: Warten Sie nur, wenn alle dieſe Wirren erſt vorüber ſein werden: dann werden wir leben wie im Paradiſe. — O ja, antwortete der Erſte, recht wie im Paradiſe; denn wir werden Alle nackt und bloß ſein.

* * Friedrich Wilhelm I. machte den Arnold von Dobrſlav zum Hofrath; weil er aber gar zu unwiſſend war, ſchickte er ihn auf das Joachimsthalſche Gymnaſium, und ſchrieb nun ſtets an ihn: an unſern lieben Getreuen, den Hofrath und Gymnaſiaſten Arnold von Dobrſlav. Wie viele Hofräthe haben wir jetzt noch, welchen der Schulbeſuch anzurathen wäre.

* * Ein berühmter deutſcher Rechtsgelehrter hat geſagt: Wenn man mich vor einem deutſchen Gerichtshofe anklagte, den Straßburger Münſter geſtohlen und in die Taſche geſteckt zu haben, wollte ich mich bei Zeiten aus dem Staube machen, denn man würde mir gewiß mein Verbrechen beweifen und mich verurtheilen. — Bei Gelegenheit der Verhandlungen über Preßfreiheit ſagte ein deutſcher Jurist: Preßfreiheit wollen die Leute? Und wenn Einer dem Andern einen guten Mor-

gen ſagt, und der Andere verklagt ihn deßhalb auf ſchwere Injurien, ſo wird er gewiß verurtheilt werden, wenn's Jener nur recht anzugreifen verſtand. Und da denken die Leute an Preßfreiheit! —

* * Man hat Preußen ſtets gelobt, daß es ſeine Hauptmacht in einem Inſtitute beſitze, welches verhältnißmäßig wenig Koſten verurſache und dabei dem Staate von außerordentlichem Werthe ſei. Dieſes Inſtitut heißt Landwehr. Die Grundidee deſſelben, daß nämlich der Bürger das ganze Jahr über, nachdem er vorher ſeine militäriſche Ausbildung erhalten, ſeinen bürgerlichen Beſchäftigungen obliegen kann, und nur an einzelnen Tagen des Jahres erſcheint, um mit ſeinen Kameraden einige nothwendige Waffenübungen vorzunehmen, verdient gewiß alle Anerkennung. Die Officiere, welche die Truppen einübten, waren wiederum keine Leute von Fach, ſondern auch ſie gehörten dem Bürgerſtande an, aber dennoch hörte man ſtets von Seiten der höhern Linienofficiere die ſchmeichelhafteſten Anreden an die Landwehr, wenn dieſelbe zum Schluſſe ihrer kurzen militäriſchen Uebungszeit Manöver oder Paraden ausführte. Man ſprach von der muſterhaften Haltung der Truppen, von ihren gelungenen Evolutionen und ihrer guten Führung während der Uebungszeit. Es gab Generale, welche bei ſolchen Gelegenheiten über den Parademarsch in Kolonnen ganz in Verzückerung geriethen. Eines ſetzte indeſſen im Stillen doch oft den Herren Stabsofficieren böſes Blut, daß nämlich die „Leute“ nicht mehr den rechten Begriff von Subordination bewahrt halten, und man ſah es gern, wenn die Herren Landwehrofficiere einen „ächt militäriſchen“ Geiſt zeigten. Die Officiercorps wurden nach und nach in eine ariſtokraſtiſche Richtung gebracht, und wir haben es erlebt, daß einzelne unſerer Landesfinder, welche kurz vorher noch reine Volksmänner waren, von einer Landwehrübung mit den wunderlichſten Ideen über den Officierſtand zu uns zurückkehrten. Die meiſten Menſchen haben ihre ſchwachen Seiten und die wenigſten ſind ſo charakterſtark, daß ſie nicht von einer Auszeichnung, welche beſteht, ohne zu ehren, verblendet würden. Hat es doch ſchon Officiere gegeben, welche ihr Leben lang es nicht vergeſſen konnten, daß auf irgend einem Manöver ein Prinz ſie fragte: „Wie heißen Sie? Bei welchem Regiment? — danke Ihnen!“ Ein Orden iſt im Stande, ſelbſt einen Mann von Einſicht und Geiſt aus dem Sattel zu heben. Wenn uns der Zuſall oder unſere Verdienſte an die Spitze Anderer ſtellt, ſo iſt es gewiß ehrenvoll, wenn wir auf dieſem Plage uns die Zuneigung derjenigen erwerben, an deren Spitze wir ſtehen, und eine

Auszeichnung für unsere wohlervorbenen Verdienste wird dann unser Herz erheben und unsern Muth stärken; wenn wir aber in dieser Stellung nur das Auge auf Gleichgestellte und Höhergestellte richten, dann beweisen wir, daß unser Charakter an Schwäche leidet, und daß die Eitelkeit die Göttin ist, auf deren Altar wir opfern. Ein junges Mädchen wird erst eitel im Umgange mit ihren Freundinnen. In ihrem Umgange liegt entweder der Keim zu einer zukünftigen ehrbaren Hausfrau oder zu einer verführerischen Kokette. Wir haben selbst Landwehrofficiere die Ueberzeugung aussprechen hören, in ihrem Officiersgewande könnten sie unmöglich jene Orte besuchen, welche sie in ihrem bürgerlichen Rocke ohne Anstand frequentiren. Sie fanden es unschicklich, einer Theatervorstellung im Parterre beizuwohnen, im Falle sie den Waffenrock trügen; als bürgerliche Personen besuchten sie aber niemals einen andern Platz. Ihr bürgerlicher Stand ernährte sie, verschaffte ihnen Achtung vor der Welt, und dennoch waren sie im Stande, ihn so sehr zu erniedrigen und zu demüthigen; es waren Leute der Intelligenz, die ihre vollständige Bildung auf Gymnasien und Hochschulen genossen hatten, es waren Söhne des Volkes, die selbst bei gewissen Gelegenheiten es bewiesen, daß sie das Volk liebten, und dennoch konnten sie solche Aeußerungen thun! So gefährlich sind die Wirkungen des Umgangs. Leute, die sich im täglichen Umgange mit den Vornamen Joseph, Michel, Franz u. s. w. anredeten, riefen sich bei Diners und Soupers „Kamerad“ zu, weil der gegenüberstehende Linienofficier so eben auch „Herr Kamerad“ sie angeredet hatte. „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel!“ — Unsere Zeit wird Männer hervorbringen und wenn es nöthig werden sollte, daß das Land zur Wehr greift, dann wird diese neue Landwehr eine andere Physiognomie erhalten als die bisherige, — Niemand wird mehr eine besondere Ehre darin suchen, mit Schärpe und gezogenem Degen beim Klange der Musik vor der Fahne einher durch die Straßen zu marschiren; aber es werden Helden erscheinen, welche die Fahne der Freiheit mit ihrer Brust schützen und eine lebendige Barricade bilden, wenn es gemietheten Söldnern einfallen sollte, diese Fahne zu erobern, um sie in den Staub zu treten. (Friersche Stg.)

** Auch die Berliner Schuljungen — so erzählt der deutsche Patriot — fangen an, ihre Zeit zu begreifen. Vor einigen Tagen hielten sie eine Jungens-Versammlung in den Zelten, zur Wahrnehmung ihrer Interessen. Den Hauptantrag bildete der erste geehrte Redner, indem er das alte absolute Schulmonarchen-Regiment abgeschafft und ein constitutionelles, mit verantwort-

lichen Rohrstöcken eingeführt wissen wollte. Unterstützt wurde der Antrag durch den zweiten geehrten Herrn Schuljungen, der auf Geschworenengerichte, Spielfreiheit, allgemeine Ziegenhainer-Bewaffnung, Oeffentlichkeit und Abschaffung der bestehenden Klopstock'schen Heere aus Spanien drang. Ein dritter Antrag, als mit der jetzigen Würde der Schuljugend nicht mehr vereinbar, ging auf die Abschaffung der Nachmittagschule. Die Sitzung war stürmisch, und die äußerste Linke beruhigte sich erst, nachdem ihr von einigen Anwesenden ein Duzend Lutschebeutel versprochen worden. Man legte schließlich Verwahrung gegen die Bevormundung der Schule durch Geistliche ein, und beschloß eine Adresse, welche sich alsbald mit Hunderten von Unterschriften bedeckte, und mittelst einer großartigen Demonstration aller Schulen Berlins dem Cultus-Minister überreicht werden soll. Die Opposition schied nicht ohne Auto da se, indem sie einen Haufen Rohrstöcke und Ruthen feierlich verbrannte.

** Robert Blum spricht sich in der Einleitung zum „Deutschen Reichstags-Blatt“ über Preußen in der Art aus: „Preußen wird den Traum einer europäischen Großmacht kaum fahren lassen und schwerlich auf die Rolle verzichten wollen, das „fünfte Rad“ am Wagen der europäischen Staatenmaschine sein zu wollen. Rußland steht wie ein geharnischter Riese in unserm Osten; es ist unser Feind, weil es der Feind der Freiheit ist. Es giebt keinen gesicherten Freiheitszustand in Europa, so lange Rußlands Macht und Einfluß nicht gebrochen ist, ein Krieg mit Rußland ist die Lebensbedingung, die Luft für den Athem unserer Freiheit. Aber auch Preußen vernichtet uns unsere Bundesgenossen, die Polen, im blutigen, ungerechtfertigten, von einer treulosen Politik muthwillig herbeigeführten Kampfe.“ Die deutsche Einigkeit wird bei solchen Erklärungen prächtig gedeihen! —

** Plato studirte bei vielen Philosophen, gab sich lange, saure Mühe, machte Reisen, war wohl kein productives Genie, auch kein dichterisches, sondern ein langsamer Kopf. Gott giebt es dem Genie im Schlafe. Was er ihnen im Schlaf giebt, sind dafür auch nur Träume. (Hegel.)

** An manchen öffentlichen Orten, in denen Entree gezahlt wird, sind die Damen frei. Gewöhnlich sind sie dann sehr frei.

** Wer nicht aufpaßt, kann leicht Abonnent wider Willen auf ein Blatt werden. In der Ankündigung eines neuen Volksblattes steht die Drohung, daß Jeder, der nicht binnen einer gewissen Zeit die ihm unverlangt zugesandte Ein-

labung zur Subscription zurückführt, als Abonnent betrachtet werden solle. Auf diese Weise könnte man in contumaciam verurtheilt werden, die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung zu halten.

* * Auf eines Componisten schlechte Variationen schrieb Jemand:

Du hast uns Variationen gebracht,
Vor denen man Respect hat;
Du hast das Sprichwort zu Schanden gemacht:
„Variatio delectat.“

Danzig. Hier hat sich „nach dem Namen des allverehrten kirchlichen Oberhauptes Pius IX.“ ein Verein gebildet, der „für völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und für vollständige Glaubensfreiheit“ wirken soll. Sechs Katholiken hatten zur Constituirung des Vereins aufgefordert, der jetzt bereits mehre 100 Mitglieder zählt.

Frankfurt a. M. Das Conversationsblatt stellt eine Reihe Prophetenstimmen zusammen. Die französische Revolution, sagt Mirabeau, wird die Kunde machen durch die Welt. Europa geht durch die Verbreitung einer ungläubigen Theologie und falschen Philosophie großen Revolutionen entgegen. . . In Wahrheit, es steht eine unerhörte Zeit und ein fürchterlicher Kampf bevor, sagt der große Geschichtschreiber Johannes v. Müller. . . In der That, du weißt es, schrieb derselbe in seinem Sterbejahre 1809 in seinem letzten Brief an seinen Bruder, ich habe im Weltgang unserer Zeit längst die providentiellen Fügungen erkannt, die eine durchaus neue Gestaltung menschlicher Dinge herbeiführen will. — Ich will und kann nicht prophezeihen, sagte der Berliner Professor Eduard Gans im Wintersemester 1838 — 1839 beim Schlusse seiner Vorlesungen über die Geschichte der neueren Zeit: Ich will und kann nicht prophezeihen; aber die Zukunft der Geschichte sehe ich klar vor mir. Die Geschichte der neueren Zeit ist die einer großartigen Revolution. Früher machte der Adel die Revolutionen, überhaupt die Privilegirten; und da schuf dann die französische Revolution die Aristokratie des dritten Standes (Bourgeoisse), der die alte Welt umgestoßen und seine Privilegien gestrichelt hat mit Hülfe des armen Volkes, des Böbels. Die dritte Revolution wird aber die des Böbels, der ganzen großen Masse der Nichtprivilegirten und Besitzlosen sein, und wenn diese eintritt, dann wird die Welt erzittern. — Sicher dürfte eine deutsche Revolution, bemerkt Niklas Vogt in seinem historischen Testament sehr wahr, unter allen die gefährlichste sein. Denn die andern Völker sind durch viele Jahrhunderte an Einheit und Gemeinfinn gewöhnt worden und finden darum nach ihrer Trennung am Ende jedesmal

wieder einen Vereinigungspunkt; die Deutschen hingegen sind seit vielen Jahrhunderten in einer beständigen Trennung und Uneinigkeit erhalten und diese ist ihnen gleichsam angebildet und einkatechisirt worden. — Wo die Sonderinteressen vorwiegen, sagt Heising in Berlin in seiner neuesten Schrift von 1846, da kann das Heil des Ganzen nicht gedeihen; es ist daher das einfachste und wichtigste Resultat der Geschichte, daß von Deutschlands Fürsten das Heil der gesammten Nation nicht erwartet werden kann. Aber die Deutschen werden in ihrer Verblendung fortfahren und in politischen und religiösen Kämpfen gegen einander hadern, bis der Name der Deutschen nur mehr der Geschichte angehört und man nur die Länder noch zeigen kann, wo ein Volk dieses Namens, allen Völkern zur Warnung, gewohnt hat. Denn so wenig läßt sich der Mensch durch die Schicksale der Völker, die vor ihm gelebt und durch ihre Schuld zu Grunde gegangen, warnen und belehren, daß, wie Vogt richtig bemerkt, die Geschichte nur deshalb da zu sein scheint, um uns zu zeigen, wie unfähig wir sind, sie zu benutzen. — Deutschlands widriges Geschick im neunzehnten Jahrhundert drückt der kirchliche Seher, der Pfarrer Holzhauser, welcher im siebzehnten Jahrhundert gelebt hat, mit folgenden Worten aus: Unter einem außerordentlich schweren Kriege wird ganz Deutschland äußerst leiden und dieses große Uebel wird von Frankreich allein ausgehen. Endlich kommt der Starke, den Gott aus dem Osten schickt. Dieser, ein anderer Napoleon, wird nach dem Ausdruck von Boos gleich einem Kehrausbesen ein Paar Duzend Souveränitäten hinwegfegen und hierdurch die Weissagung des genannten Propheten in Erfüllung bringen.

Gamshurst. Wie seltsam oft der Zufall sein Spiel hat! In Gamshurst, Amts Achern, spielte eine Anzahl Knaben, in zwei Parteien getheilt, Krieg mit einander, wobei die eine Partei die Freischaaren, mit Hecker und Struve an der Spitze, die andere die Truppen unter General von Gagern vorstellte. Die Parteien erhitzten sich, der mit Stöcken geführte Kampf wurde heftig, und im Handgemenge versetzte ein eilfjähriger Knabe, welcher den „Hecker“ vorstellte, dem vierzehnjährigen Gotthard Winger, der als „Gagern“ an der Spitze der Gegenpartei stand, einen Schlag an die Seite des Kopfes, daß der Getroffene zu Boden sank und am folgenden Tage verschied.

Hamburg. Das neueste Drama von Dr. Anton Vollheim: Raphael Sanzio, hat auf dem Stadt-Theater ungewöhnlich gefallen. Sämmtliche Hamburger Journale sprechen sich sehr lobend über dieses Stück aus.

Hannover. In Wenningsen in der Gegend des Dinsters, hatte während der vorjährigen Theuerung ein durch seine Gefühllosigkeit berühmter hannoverscher Beamter Hagemann die brutale Aeußerung gethan, daß das Volk viel zu übermüthig, daß es den Strick verdiene, wenn es murre, so lange Heu und Stroh zu seinem Fraße vorhanden! Kürzlich bemächtigte sich das Volk dieses Beamten, band ihm einen Strick um den Hals und hing ihn auf. Nachdem der Glende die Martern des Todes einige Augenblicke erduldet hatte, wurde er an eine Krippe gebunden und zu seiner Stärkung mit Heu und Stroh traktirt. Er mußte davon genießen und weiß nun, wie dieser Volksfraß schmeckt.

Leipzig. Daß der Schmerz und die Pein bei allen Völkern ein bekanntes Uebel ist, beweist, daß das deutsche Wort „Pein“ fast in allen Sprachen gleichen Ursprung hat, denn es heißt hebräisch pun, griechisch painos, arabisch panau, italienisch und spanisch pene, französisch peine und englisch pain. (Dettinger's Charivari.)

London. Zwei englische Touristen kamen am 15. März in Pesth an. Sie waren in Palermo, als dort die Revolution ausbrach, und als friedliche Lords begaben sie sich auf das schnellste von dort nach Mailand. Kaum dort angelangt, bricht es auch da los. Von dort brachen sie schleunigst nach Paris auf. Kaum sind sie eine Woche da, bricht die Revolution aus. Sie packen auf, gehen nach München, und kaum von der Kutsche abgestiegen, geht es auch hier los. Sie eilen nach Wien, haben kaum die Stadt durchschritten, und ihre Ruhe wird durch eine Volksbewegung gestört. Das revolutionäre Geschick treibt sie endlich nach Pesth, und wie sie ihren Fuß ans Ufer setzen, bricht auch hier die Revolution aus. Da flogen sie nach Rußland. Ob sie dort für die Dauer Ruhe haben werden.

Mannheim. Gagern und Hecker schildert Gustav Kühne in seinen Skizzen: Gagern, der Vorkämpfer der constitutionell-monarchischen Partei ist ein Mann in der Blüthe der Jahre, der mit Schwung und Fantasie und nicht ohne das sichere Gefühl des Sieges für die Monarchie in's Feld zieht. Er ist Minister eines Fürsten, der die Forderungen der Zeit zu begreifen scheint und gehörte früher selbst zur Opposition seines Landes. Eine hohe dunkle Gestalt voll Kraft und Schwung steht vor uns, das Auge hinter buschigen Brauen groß und feurig, den Blick treffend, zündend, aber ein kalter Wetterstrahl, jedes Wort schlagend, aber nicht schneidend, die ganze Haltung edel, selbst in der Aufwallung des Zornes noch getragen von einem sicheren Tacte,

von einer sicheren Zuversicht. In der That, einen Redner im großen Styl haben wir vor uns, einen Staatsmann, der aus den Reihen des Volkes hervorging, das glänzendste Talent in der ganzen Versammlung deutscher Männer. — Der Advokat Hecker in Mannheim ist der Held der freiheitsdürstenden Jugend. — Er commandirt die Turner in allen benachbarten Landschaften. Der Rheinwein, der in seinen Adern tobt, ist jung und feurig; die ganze Jugend des südlichen Rheinlandes schwört auf sein Wort, und jedes seiner Worte ist ein Pistolenschuß. Blond, mit flatternden Locken und keckem Bart, mit blitzenden Augen und feurig gespannten Sehnen, Herr der Rede, die er tyrannisch zwingt dem Augenblick und seinem Zweck zu dienen, herausfordernd bis zur Beleidigung, aber seines Sieges bis zum dünkelfhaften Stolz gewiß, so steht er vor uns, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, kein eigentlicher Redner in dem Sinne Cicero's, der langsam durch wohlgefügte Darlegung gewinnt, aber wie der Sturmwind im Momente fortreißend, jeden Widerstand überflügelnd, keck bis zur Anmaßung, gebieterisch bis zum Terrorismus, kein Mittel scheuend, um der Freiheit die Gasse zu bahnen. Man kann entrüstet sein über die Keckheit seiner Maximen, aber man kann nicht von der Ueberzeugung lassen, hier sei ein scharfes Feuer, das der Welt die alten Schäden gründlich ausbrennen will, eine Verachtung aller unmannhaften Schwäche, eine sittlich starke Erbitterung gegen alle Illusionen der Halbheit, gegen alle ehrlose Hinterlist der bloß Klugen und der Feigen.

Neapel. Am Tage der Constitutionverkündigung zu Neapel, der jetzt nur noch schmerzvolle Erinnerungen wach ruft, hoffentlich aber bald wieder, trotz aller Schurkereien Ferdinand II. ein Freudentag sein wird, erschienen selbst in dem beliebten kleinen Volkstheater von San Carlino alle Schauspieler mit Kokarden der italienischen Farbe. Nur Polichinell (der Komiker Cossiti) zeigte sich in seinem bekannten Costüm: breiten grauen Spizhut, weiten weißen Pantalons und dem langärmeligen Oberhemde, ohne dies Zeichen der italienischen Nationalität. Blöthlich rief eine Stimme: „La cocarda, Polichinello, la cocarda,“ und das ganze Publikum stimmte in den Ruf und verlangte, daß der Schauspieler die Kokarde aufstecken solle. Das Schauspiel war einen Augenblick unterbrochen. Aber Pulcinello trat an die Lampen vor und rief, indem er die schwarze Maske abnahm und sich vor dem Publikum verneigte: „Wenn Ihr Euch nicht an Pulcinello, sondern an mich, Giovanni Cossiti, mit Eurem Rufe wendet, so antworte ich Euch, daß ich die Nationalkokarde auf dem Herzen trage (hier schlug

er sein weites Obergewand auseinander und man erblickte auf seiner Brust die italienische Nationalfarbe), daß ich sie aber zu heilig halte, um sie auf das Kleid Polichinell's zu heften!" Ein jubelnder Beifall erhob sich bei diesen ernst und einfach gesprochenen Worten des beliebten Schauspielers. Daß Beifallklatschen wollte nicht enden, und in vielen Augen glänzten Thränen der Freude. Es war wohl das erste Mal, daß Polichinell auf den Brettern von San Carlino sein Publikum zu Thränen rührte.

Paris. Lamartine trat der neuen Zeit, die sich mit diesem Jahre in untrüglichen Zeichen ankündigte, nicht unvorbereitet entgegen. Schon mit Anfang des Winters hatte er ein Programm veröffentlicht, das er jetzt realisiert. Sein Manifest lautet: Wir sind Demokraten, wie die Natur und das Evangelium. Die Wahrheit ist für uns die zur bürgerlichen Gesellschaft und zur staatlichen Regierung organisierte Volksherrschaft. Alles Andere ist Fiction, Sophisma, Lüge, Tyrannei. Die Fiction hat nur einen Schein, das Sophisma hat nur eine Seite, die Lüge hat nur eine Zeit, die Tyrannei hat nur eine Waffe, die man früher oder später in ihrer Hand zerbrechen wird; die Volksherrschaft ist die ewige Regierung der Zukunft, der wir entgegen gehen. — Aber die Volksherrschaft schließt die Regierungseinheit nicht aus. Der Name und der Mechanismus einer Regierung machen nicht ihr Wesen aus: es giebt freie Monarchien und despotische Republiken. Die Souveränität des Volkes kann, ohne ihren Rechten zu entsagen, an der Spitze der durch Wahl zu ernennenden Verwaltungs-Pyramide eine erbliche Würde anerkennen. Wir verlangen also: Volks-Souveränität, allgemeines Wahlrecht, Ur-Versammlungen, Besoldung der Deputirten durch das Volk, Ausschließung der Beamten aus der Kammer, Ernennung der Minister durch die Majoritäten, Trennung der Kirche vom Staat, Freiheit des Unterrichts, Freiheit der Presse durch Zurücknahme der Septemberegesetze, Schutz gegen den Mißbrauch der pariser Festungswerke, Erhebung des friedlichen Frankreichs auf den Rang, den es im Kriege einnahm; Bündniß mit allen Freiheitsideen und allen Völkern der Welt; Abschaffung der Sklaverei überall, wo die französische Fahne weht, die entweder von einem Princip getragen wird oder machtlos ist; Organisation des unentgeltlichen Unterrichts, sociale Verbrüderung in Grundsätzen und Institutionen; fortschreitende Freiheit des Handels und Verkehrs; wohlfeiles Leben durch Verminderung der Steuern auf Lebensmittel; Armensteuer; Adoption der Findelkinder durch den Staat; die Ausrottung des Bau-

perismus durch Versorgungs-Anstalten für die Gebrechlichkeit und öffentliche Werkstätten für die Arbeitsfähigen; sociale Wohlthätigkeit zur Unterstützung aller Bedürfnisse, aller Leiden, alles Elends; ein Ministerium der Wohlthätigkeit; ein Ministerium des Volkslebens u. s. w. Wir werden jede Regierung unterstützen, die diesen Weg einschlägt, gleichviel ob sie eine Krone, eine Tiara oder einen Hut trägt. Wir sind Spiritualisten in der Politik, d. h. wie wir im Individuum die geistigen Interessen weit über die körperlichen stellen, so geht uns die Seele der Völker weit über ihre materielle Organisation. Wir glauben, daß die Völker eine Seele haben, welche die Civilisation und die Regierungen ausbilden sollen. Also: Emancipation des Menschengesistes durch Denkfreiheit; Emancipation des individuellen Geistes durch Bruf- und Glaubensfreiheit; Ueberweisung des Gewissens an die göttliche Autorität, statt an die menschliche; Befreiung der Kirche vom Staate und des Staates von der Kirche; Abschaffung der Privilegien; Gleichheit der Menschenrechte; eine Volksfamilie ohne Erstgeburtrecht. Adellung des ganzen Volkes durch den Bürgertitel; Souveränität jedes einzelnen Bürgers durch das Wahlrecht; einheitsvolle und allgemeine Vertretung; Königthum des Volks; Herrschaft der öffentlichen Meinung; ausübende Macht des Königs; spiritualistische Politik, die allen Eroberungen entsagend, auf den Frieden gebaut ist; Ehrfurcht vor Menschenblut; Verbrüderung der Völker; Eintritt des Menschengeschlechts in das Alter der Vernunft; Macht der Gerechtigkeit; Würde der Tugend; Bethätigung des politischen Christenthums — das ist die Philosophie, die euren Institutionen Sein und Leben verleihen muß. Das ist der Jacobinismus Fenelon's. Es ist der unsere. —

* * Seit der Februar-Revolution sind 118 neue Journale in's Leben getreten und meist bereits wieder eines unbeweinten Todes verblieben.

* * Der Sturz der Monarchie und die Einführung der Republik greift selbst in die Kreise der Kartenspieler störend ein, denn unmöglich können ächte Republikaner Karten mit Bildern von Königen und Königinnen in die Hand nehmen. Ein junger Künstler erinnert an die Karten, wie sie in der alten französischen Republik eingeführt wurden, und will, daß statt der Könige vier alte römische Consuln, Junius Brutus u. s. w., statt der Königinnen die symbolischen Gestalten der Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit (sollen diese einzigen wahren Heiligen der Menschheit zum erbärmlichen Kartenspiel gemißbraucht werden?), statt der Buben berühmte Männer wie Galilei, Gutenberg, Franklin oder

auch Sokrates, Aesop, Moses und Charles Fourier gewählt werden; oder als Vuben vier der größten Volksbedrücker (Notschild und Uebnliche) vorschlagen; die Auswahl wäre groß genug, man brauchte sich nicht auf gekrönte zu beschränken.

* * Die zahlreichen Mauer-Anschläge sind nicht ausschließlich politischen Inhalts, es kommen auch industrielle zum Vorschein, welche durch Hindeutung auf den Umschwung der Dinge Aufmerksamkeit zu erregen suchen. Hier ein solcher: Bürger! Wien ist frei! Metternich hat die Flucht ergriffen! Ich würde glauben, alle meine Pflichten zu vernachlässigen, wenn ich euch länger verschwiege, daß meine Fabrik socialer Stiefelwische in der Rue Grenétat gelegen ist und daß ich überdies einen trefflichen regenerirenden Lack verkaufe. Es lebe die Republik! Es lebe Frankreich! Weg mit der englischen Glanzwische!

* * Die Anzahl der Clubs in Paris steigert sich mit jedem Tag. Nun bilden die Frauen bereits auch politische Clubs, von denen einer le bas-bleu, der andere la femme politique heißt. Mehrere andere Damen haben auch in einem der schönsten Stadtviertel von Paris einen Musterclub gebildet, von welchem die Männer, selbst als Zuhörer, streng ausgeschlossen sind. Diese, um sich dafür zu rächen, haben dem Club den Spottnamen: Club des Sans-culottes gegeben. Die erste Sitzung war sehr stürmisch. Man forderte, daß die Präsidentin eine betagte Dame sei, die älteste der anwesenden Damen sollte den Club mit einer Rede eröffnen. Ja, reden wollten alle zugleich, doch die älteste wollte keine sein. Ein berühmter Publicist widmete ihnen eine Tactique parlementaire, worauf demselben in einer Dankadresse mit folgenden Worten geantwortet wurde: Nous sommes charmées de votre tic-tac, il nous a beaucoup plus rc. In diesem Fall kann man nach Buffon antworten: Le style, c'est la femme!

* * Wie groß Lamartines Eigenliebe ist, ergiebt sich aus folgendem Beispiel, das verbürgt wird: Es wurde ihm ein junger Mann empfohlen; nachdem er denselben bei sich gesehen, weigerte er sich, etwas für ihn zu thun, trotz der inständigsten Bitten, die man an ihn richtete. „Er ist ein kaltes Herz,“ antwortete er: „er stand mir gegenüber und gerieth nicht außer Fassung.“ Bescheidenheit ist überhaupt nicht die Tugend der Franzosen. Victor Hugo sagt in seinem le Rhin: Die französische Literatur ist nicht die erste, sondern die einzige.

Vesth. Der bekannte Reisende Kobl schreibt in seinem Buche über Ungarn folgender Weise:

Der beredteste und beste Sprecher Ungarns ist Kossuth (sprich Koschut). Er saß eine Zeitlang im Gefängniß, weil er wider das Verbot der Regierung gewisse Landtags-Verhandlungen, die nicht gedruckt werden sollten, durch eine Menge von Abschriften, welche er davon machen ließ, veröffentlicht hatte. Nach seiner Freilassung wurde er Redacteur des „Vesti-Hirlap“. In diesem Blatte hatte Kossuth alle Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, alle Härten und Grausamkeiten, die sich Jemand zu Schulden kommen ließ, alle Uebelstände der Verfassung oder Verwaltung in irgend einem Theile des Reiches, mit völliger Furcht- und Schonungslosigkeit aufgedeckt. Ganz besonders hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, eine der schwächsten Seiten seines Vaterlandes anzugreifen und möglichst zu heilen, nämlich die Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter, der Stadtmagistrate und Comitatbeamten, deren Trevelthaten er überall darstellt und aufs schärfste geißelt. Auf diese Weise hat sich Kossuth allerdings viele Feinde gemacht, aber das ganze große Publikum ist auf seiner Seite und er ist der Liebling und Held des Tages. — Kossuth ist von mittelgroßer Statur und von sehr angenehmem Außern; sein Kopf und sein Gesicht verrathen einen großen Mann; der Ausdruck seiner regelmäßigen Züge ist entschieden schön, männlich und kraftvoll. Er ist in das mittlere Mannesalter getreten und in der besten Kraft seiner Jahre. Er hat einen sehr vollen Haarwuchs, einen buschigen Backenbart und nichtsdestoweniger etwas sehr Angenehmes, Bescheidenes und mildes in seinem Wesen. Seine Gesichtszüge haben acht-ungarische Eigenthümlichkeiten: feurige Augen, einen sehr runden Kopf, eine schöne, edle, gerade, etwas spitzige Nase, ziemlich breite und starke Backenknochen, ein kurzes, energisches Kinn und einen starken, nicht so langen Hals, wie ihn die germanische Race zu haben pflegt. Dabei liegt ein großer Ernst und ein Anflug von Melancholie in seinen Zügen; auch ist die Farbe seiner Wangen nicht lebhaft, was sich bei einem Manne seiner Art wohl erklären läßt. — Sein Vortrag ist äußerst anziehend. Er kann eine Stunde lang sprechen, ohne ein einziges Mal anzustoßen. Sein Organ ist ungemein wohlklingend, und die kräftigen, energischen, ich möchte sagen, kriegerischen Laute der ungarischen Sprache erscheinen auf seiner Zunge ebenso melodisch als ausdrucksvoll.

Philadelphia. Die Methodisten in Amerika halten das Tanzen für Sünde. Eine junge Dame, die außerhalb einer Methodistengemeinde getanzt, wurde von den Vorstehern der Kirchengemeinde in Anklagestand versetzt. Ihr Vater vertheidigte

ste und fragte, worin die Sünde des Tanzens bestehe. Die Antwort war: Im Hüpfen nach dem Takte der Musik. Jetzt brachte er Zeugen vor, sowohl die Musikanten als die Tänzer, welche beschworen, daß die junge Dame nie Takt gehalten. Sie wurde zum großen Jubel der Zuhörer freigesprochen.

Rom. Der neapolitanische Gesandte beschied den bekannten Volksmann Ciceruachio zu sich, um ihm im Namen seines Königs eine Medaille mit der Inschrift: Bene merenti, umzuhängen. Aber die Römer haben noch Etwas von den Tugenden ihrer Vorfahren geerbt, und verstehen noch, die Verdächtigung durch Fürstengunst zurückzuweisen. Ciceruachio war sehr erstaunt und sagte: Wie Scipio den Gefangenen ihre Schätze zurückerstattet, so gebe er dem Könige von Neapel, mit dem er Nichts gemein habe, die Medaille zurück. Der Gesandte rief ihm ein Bravo zu und Ciceruachio verließ ihn mit: „schönen Dank!“

Schweidnitz. Vor wenigen Tagen begrub man hier auf dem Armenkirchhofe einen merkwürdigen 76jährigen Veteranen, den Schneidermeister Franz Versling, der alle Welttheile gesehen, in Aegypten bei den Pyramiden gekämpft, an den Grenzen von China gewesen und in Afrika, Amerika unter fremden Bannern gefochten. Auf seinem Sterbelager noch umgrinste ihn das Gespenst des Hungers, da ihm nichts von der Welt geblieben, als Erinnerungen an ihre blutigen Kämpfe und Gefahren!

Silfit. Der Thierbändiger Kreuzberg gab dem hiesigen Publikum eine sehr interessante Gracisvorstellung. Er hatte auf seine Bude eine deutsche Bundesflagge aufgezogen, die hier bei einem großen Theil der ungebildeten Bevölkerung, dem über die Bedeutung derselben von reaktionär gesinnten Personen unrichtige Begriffe beigebracht worden, keinen Beifall findet. Ein Haufe solcher sogenannten Patrioten verlangte daher die Abnahme der Flagge und wollte bei der Verweigerung diese mit Gewalt erzwingen. Die menschlichen Häupter der Menagerie waren zu schwach, um der fanatischen Menge lange Widerstand leisten zu können, und die ausgelassene Jugend freute sich bereits auf die Fesseln der hart bedrohten Bahne. Aber Herr Kreuzberg, mit den Eigenschaften der Menschen und Thiere vertraut, half sich durch eine List. Er drohte den Löwen, der ihn unbändig liebt, zu Hilfe zu rufen, was die geistig erblühte Menge mit Hohngelächter beantwortete. Plötzlich wurden in der Bude die Stim-

men aller Thiere, selbst der Eidechsen und Schlangen, laut, und die vor der Bude gefesselten Raben streckten wüthend ihre gierigen Schnäbel aus. Ein solches höllisches Waldgebrülle, von dem man hier seit der Ritterzeit keinen Begriff gehabt, wirkte betäubend auf die stark begeisterte Menge. Als nun noch einige Leute mit dem Angstgeschrei: der Löwe ist los! — aus der Bude stürzten, wandte sich der ganze Haufe, von panischen Schrecken erfüllt, zur wilden Flucht, und warf dadurch mehre zum Verkauf von Häringen und Gemüse aufgestellte Tische, sowie die dabeisitzenden Handelsfrauen um, die dann durch ihre Schimpfreden das Gebrülle der Thiere zu überschreien suchten. Herr Kreuzberg sollte Schadenersatz leisten, doch wies er sehr listig alle Forderungen auf den Löwen zurück. Diesen, der als böswilliger Zahler bekannt, wollte aber Niemand angreifen, die Sache wurde beigelegt, und die Flagge wehte fortan unangetastet auf der Bude.

Valencia. Eigenthümlich und poetisch ist das Brautwerben: die jungen Leute verstehen sich; die Eltern haben eingewilligt; es fehlt nichts als jene poetische Feierlichkeit, wodurch der Heirathsvertrag gewissermaßen rechtskräftige Gewißheit erhält. Es wird daher ein Abend festgesetzt, wo der Freier in Begleitung eines Trovadors und seiner Kameraden vor der Hausthür seiner Geliebten erscheint. Er muß Musikanten, Fackelträger u. s. w. bei sich haben und überhaupt auf die größte Pracht seines Aufzuges bedacht gewesen sein. Sie kommen an und stellen sich im Kreise um das mit Blumensfestons geschmückte Haus herum. Der Trovador tritt mit dem Bräutigam hervor, und hebt im Namen des Letztern seinen Brautgesang an:

Ich komm' in stiller Mitternacht,
Zu sehen ob mein Liebchen wacht:
Ich komm' bei hellem Sternenschein,
Zu schauen nach dem Mägdlein mein.

Darauf fährt er fort ihre Schönheit zu rühmen, wobei der Ausdruck immer begeisterter wird. So vergleicht er z. B. ihren Wuchs mit einer Palme, ihre Lippen mit einer Granate u. und erklärt sie mit einem Worte für das vollkommenste Schönheitsideal. — Von diesen körperlichen Eigenschaften geht er nun zu ihren moralischen, ihrer Sanftmuth, ihrer Häuslichkeit, ihrer Reinlichkeit u. s. w. über, wo er seine Beispiele von der Taube, der Schwalbe und dem Schwane hernimmt. Zuletzt drängt er Alles in ein einziges Wort zusammen, das sich ungefähr durch Weib aller Weiber, oder noch eigentlicher, durch Erzweib übersetzen läßt. Sowie der Trovador geendigt hat, klopft der

Bräutigam an die Hausthür, und ruft seine Geliebte dreimal bei Namen, je nachdem sie nun die Spröde machen will. Endlich läßt sie das Espartofenster nieder, steckt ihr Köpfchen heraus und fragt, was des Herrn Begehren sei? „Dich will ich, Dich will ich mein englisches Kind,“ giebt er begeistert zu Antwort, und fährt nun fort ihr seine Liebe zu schildern, die natürlich die feurigste unter der Sonne ist. Um nun auch dem holden Mädchen gleiche Empfindungen einzustößen, führt er eine Menge Beispiele an:

Die Sterne drehn in Liebesharmonien;
Die Wellen küssen und verein'gen sich;
Die Bäume murmeln liebevoll zusammen,
Und eine Blüthe strebt zur andern hin.

Aber noch nicht genug; er geht auch zu dem Lebendigen über, und malt ihr das ganze Liebereich der Thiere ab:

Hörst Du die Taube girren?
Hörst Du die Nachtigall schlagen?
Hörst Du der Liebe süßen Ruf,
Von allem was die Liebe schuf?

Darauf macht er die Nuzanwendung, und erwartet was sein Liebchen darauf erwiedern wird. — „Was soll ich sagen?“ — giebt sie mit verstellter Sprödigkeit zur Antwort. „Ach, ich bin noch viel zu jung dazu! Wer will das Täubchen schon so früh von seiner Mutter reißen, und eine Knospe brechen, die noch verschlossen ist? Und überdem, ich kenne Dich ja nicht; wo kommst Du her? Wer bist Du denn?“ Man kann denken, was der zärtliche Freier darauf zur Antwort giebt, und was das bei dem blöden Mädchen für eine Wirkung thut. Wiewohl sie sich nun hergebrachter Maassen, noch einige Augenblicke sträuben muß, so kann sie doch endlich dem holden Versucher nicht widerstehen. Hastig reißt sie ihren Kranz aus den Haaren, wirft ihn dem Freier zu und verspricht auf ewig sein treues Weibchen zu sein. Kaum hat sie das gesagt, so stimmen die Musikanten ein frohes Allegro an; alle Fenster werden erleuchtet; die Eltern kommen mit ihrem verschämten Mädchen zum Hause heraus und führen den Bräutigam mit allen seinen Begleitern im Triumph hinein. Jetzt beginnt ein lustiger Ball, bei dem es nicht an Erfrischungen fehlen darf, und rund umher ertönt die ganze Nachbarschaft von Freudenschüssen und Jubelgeschrei.

Wien. Der bekannte Späßmacher J. F. Castelli faselt in seiner Verserei:

„Wenn ich die ganze Freiheit der Presse
Auch nur Eine Minute besäße,
Dankt' ich ihr doch das großen Behagen,
Weil ich kann machen dem Herzen Luft
Und dem Carlo Alberto sagen:
Gekrönter Verräther, Du bist ein Schuft.“

Was würde dieser Späßmacher dazu sagen, wenn ein Turiner Castelli auf den Einfall käme, den Kaiser Ferdinand durch gleiche Waffen zu besudeln? Man braucht eben nicht Herr Castelli zu sein, um schimpfen zu können wie ein — — ?!

* * Der Krakehler enthält in Nr. III. folgendes dienstliche Gesuch. Wien, den 16. Mai 1848. Gestern hat sich ein unter Curatel stehender Mann aus seiner Wohnung alhier entfernt und ist zum großen Leidwesen der Seinigen bis jetzt nicht wieder zurückgekehrt. Es wird vermutet, daß derselbe sich zu seinem Vormunde, welcher vor einiger Zeit in persönlichen Angelegenheiten nach London gereist ist, zu begeben beabsichtigt und werden daher alle Behörden des In- und Auslandes dienstergebenst ersucht, den unten signalisirten Flüchtling im Betretungsfalle anzuhalten und unter sicherem Geleite gegen Erstattung aller Kosten anhero abzuliefern. K. K. Polizei-Hofstelle. gez. Smaruga. — Signalement. Name: Ferdinand Kaiser. Statur: unbedeutend. Stirn: ohne Hörner. Augen: verschlafen. Nase: riecht den Braten nie. Mund: hängendes Guschel. Besondere Kennzeichen: Spricht wenig, denkt gar nicht und ist gerne Backhändl. Bekleidung: kann nicht angegeben werden, da Flüchtling in letzter Zeit die Farbe öfters gewechselt und den Mantel auf beiden Schultern getragen hat. — N. S. Der Krakehler hat zwar nicht umhin gekonnt, obiges Gesuch der K. K. Polizei-Hofstelle in seine Spalten aufzunehmen, bemerkt aber zugleich, daß er zum Einfangen des Entwichenen die Hand nicht bieten kann, weil nach seiner Ansicht die natürliche Stelle eines Unmündigen an der Seite seines Vormundes ist und es der Polizei-Hofstelle durchaus gleichgültig sein kann, wo der 2c. Kaiser seine Backhändl speißt.

J. Lasker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.